

# Sonntags-Blatt

Beilage des „Anzeiger und Herold“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 12. Jan. 1899.

Jahrgang 19. No. 19.

Es ist noch nicht lange her, da war die Errichtung des Denkmals eine der größten Merkwürdigkeiten, welche sich in dem Leben einer Stadt ereignen konnte. Zahlreich mußte gesammelt werden, um die Mittel zusammenzubringen, ein Streit für und wider die Person des Künstlers entstand, die Frage, wo das Denkmal stehen sollte, beneigte alle Gemüther, und kam endlich der Tag der Enthüllung, so prangte alles in Flaggen- und Festschmuck und die Kritik begann alsbald, den glücklichen Schöpfer in guten und bösen Worten in die Öffentlichkeit zu ziehen.

Die Selteneit des Ereignisses ist allerdings jetzt aufgehoben, und man könnte nach der Fülle der Aufträge an meisteitige Künstler glauben, wenn wir nur alle Florentiner wären. Jetzt wird zunächst eine Skulpturen-Gesellschaft, weil man glaubt, aus Gerechtigkeit jedem Talent freie Bahn geben zu müssen, und wobei man nicht bedenkt, daß ein großer Unterschied ist zwischen einer geschickten Skulptur und einem fertigen, ausgereiften Kunstwerk — und ist endlich von dem Comité der Entwürfe und der Künstler gewählt, dann beginnt die Arbeit. Bevor der Bronzerguß zu Stande kommt, wird ein Gipsabguß genommen. Folgender Artikel, welchen wir der neuerkannenen, gediegenen Zeitschrift „Mutter Erde“ (Verlag W. Spemann, Berlin, Stuttgart) entnehmen, gibt interessanten Aufschluß über dies complicirte Verfahren.

## Wie entsteht ein Denkmal?

Von Prof. A. v. Dombrowski.

Das Material, in dem der Künstler arbeitet, ist Thon. Dieser ist in einem gewissen gleichmäßigen Grade der Feuchte zu erhalten, damit er nicht zu trocken und nicht glitschig wird. Durch Anetzen mit den Fingern und mit dem Modellierhölzern entsteht aus dem formlosen Klumpen dann das Werk. Hat der Künstler seinem inneren Sinne genug gethan und das Werk dem Bilde, welches ihm vorrückte, so weit genähert, als es seinem Talent möglich war, so schlägt er seine Arbeit ab und die Technik beginnt.

Nun handelt es sich zunächst darum, einen Abguß zu machen. Nehmen wir einmal an, der Bildhauer hat ein Originalmodell. Wenn wir nun das Modell von allen Seiten mit flüssigem Gips umgeben und diesen erstarren lassen, so haben wir offenbar, wenn es uns gelinzt, den Thon aus der erkohlenen Form zu entfernen, eine leere Form, die innen genau dieselbe Gestalt hat, wie das modellirte Original. Ist das Gips recht feine geworden, so können wir durch eine Oeffnung flüssigen Gips von neuem hineingießen und haben nun, wenn wir die Form zerbrechen, ein Gipsoriginal, welches genau dem modellirten entspricht.

Belanntlich schmiedet sich der feine gemahlene Gips mit Wasser vermischt, in die feinsten Formen und erhärtet etwa nach 10 Minuten zu einer recht festen Masse.

Diese Art, die erste Gipsform zu gießen, um ein erstes Gipsoriginal zu erhalten, ist aber ein complicirter Weg, denn, um weitere Gipsabgüsse zu erhalten, müssen wir über den Gipsoriginal wieder eine Form bilden, und diese wieder ausgießen, wieder zerbrechen u. s. w. Das wäre sehr umständlich und auch ungenügend, denn die Feinheit der Oberfläche verliert sich natürlich durch die harte Benutzung. Man ist auf das Hilfsmittel verfallen, daß die Form zum Ausgießen der Gipsform eingerichtet wird.

Zu diesem Zwecke wird die Form (siehe Abbildung bei A) in kleine Stücke zerlegt, welche untereinander durch kalkhaltige Erhöhungen und Vertiefungen in richtiger Lage erhalten. Dies Verfahren geschieht in ebenso einfacher wie sinnreicher Weise dadurch, daß in das weiche Originalmodell kleine Blechstücke einbedrückt werden, welche aneinander anstießen und so den Gipsabtrag von selbst in lauter getrennte Felder theilen. Dieses Verfahren ist sehr leicht und einfach gemacht werden. Große Partien, wie die Stirne, können aus 1 bis 2 Feldern bestehen, während kleine und complicirte Theile, wie am Ohr oder an der Nase aus vielen kleinen Stücken zusammengesetzt werden müssen.

Alle diese Felder werden nun mit Gips gefüllt, welcher erstarrt und ebenso eine Form bildet, wie bei unserem ersten Versuch, nur besteht diese Form, wenn wir die Blechwände fortziehen, aus lauter kleinen und großen Stücken.

Diese Stücke und Stüchchen legt man wieder aneinander. Da die kleinen Theilchen an sich nicht genug Halt haben würden, formt man über das Ganze noch eine zweite Hülle, die Schale B, welche alles zusammenschließt und wodurch es möglich ist, daß eine solche ganze Kopfform von nur 6 großen Stücken zusammengehalten wird, die mit einem breiten Strich zusammengeklebt werden können. Dem unformlichen Klumpen sieht niemand an, welches zarte Gebilde darin verborgen ist.

Nun kann der Gießer mit dieser Form hantieren, wie er mag. Wenn er sie durch eine Oeffnung am Fuß aus-

gegossen hat und der Guß erstarrt ist, so kann man die Form in Stücke auseinandernehmen, und es kommt nun der Abguß fertig an's Licht.

Naturngemäß ist es nicht möglich, die Theile der Form so genau aneinander zu setzen, daß gar kein Zwischenraum entsteht, in welche der flüssige Gips eindringen könnte. Das geschieht immer, und dadurch entstehen die Gipsröhre, welche auch an unserer Abbildung deutlich zu sehen sind. Sie wegzunehmen, verlangt sehr große Vorsicht und eine erfahrene Hand, sonst wird die feine Oberfläche mit angegriffen.

Würde man die ganze Form mit Gips füllen, so würde ein maßvoller Abguß entstehen. Sowohl der unnütze Materialverlust, wie die unbehagliche Schwere des Abgusses verbieten das. Der Gips erstarrt aber so schnell, daß man durch Hin- und Herschwenken der Form das Erstarren einer dünneren Schicht an den Wandungen bewirken kann. Der Abguß wird alsdann hohl und doch genügend haltbar.

Eine solche Form nennt man eine Keilform. Die einzelnen Stücke werden dadurch, daß man sie abt Tage in Feuchte legt oder sehr oft mit selbsten befeuchtet, feinhart. Das ist für die Hartung notwendig. Vor dem Ausgießen mit Gips muß die Innenseite jedesmal gerührt oder mit Del bestrichen werden. Sorgsam befeuchtet, giebt eine solche Form beinahe unzählige Abgüsse.

## Das transatlantische Telephon.

Von Arnold Rabbe.

Das Telephon, als Mittel und Werkzeug zur Förderung des Weltverkehrs betrachtet, hat jetzt eine so große Vollkommenheit erreicht, daß es sich ohne Zweifel dauernd behaupten wird, obwohl bereits ein sehr dichtes, kaum entwirrbares Netz von Telephonstrahlen den Erdball überspannt. Dieser Umstand, in welchem man bisher ein Geheimniß für die weitere Entwicklung dieses modernsten Communicationsmittels sah, ist heute von seinem wesentlichen Einfluß für die Ausdehnung des Betriebes. In dieser Hinsicht erinnert die Geschichte des Telephons an die Entwicklung des Telegraphen in den Jahren 1840-50. Die längste Linie zu jener Zeit bildete die von New York nach Washington, eine Drei-Meilen-Linie mit fast indifferenten Reperenten in Philadelphia und Baltimore. Aber diese verhältnismäßig geringe Entfernung war noch ganz ungenügend bedient, weil der einzige Reperent, der den damaligen Elektrikern bekannt war, noch und unvollkommen arbeitete und feinstwegs im Gedräng zuweilen versagte. Nach gewissen Ansichten vermochte man wohl die fernere Entwicklung zu ahnen, aber der erforderliche Kostenaufwand, die Ideen zu verwirklichen, erschien so beträchtlich, daß man die Ausföhrung für absolut unmöglich hielt. Bald darauf wurden sehr exact arbeitende und gar nicht zu fühlige Apparate konstruirt, wodurch die nahezu unumhüllte Fortentwicklung des Landtelegraphen gesichert wurde.

Die Erfinder wandten sich nun natürlich von dem gelösten Problem zu dem weit schwierigeren und interessanteren der transatlantischen Telegraphenüberbindung zu.

Als Hauptschwierigkeit, die zu überwinden war, erschien zuerst die notwendige Verbindung der beiden Continente und die enormen Kosten dieser Herstellung. Dazu kam, daß die Seehöhe veränderlich, welche sich über das Wesen der Electricität vollkommen unterrichtet glauben, es für unmöglich hielten, einen Strom über 3000 Seemeilen Länge fortzuführen im Stande wäre. Die Batterie, sagten diese Ungläubigen, würde einen ganzen Dänemark-complex erfordern und diese drei Gigawerte hoch mit Elementen angefüllt werden müssen, um die „nötige Intensität“ zu erzeugen. Das Kabel wurde gelagt und mehrere tausend Elemente zur Erzielung einer Batterie von der verlangten Intensität mit einander verbunden. Und das Resultat? Nicht das geringste Liden des Apparates war am fernem Gestade bemerkbar.

„Zu geringe Intensität“ sprachen die Weisen, völlig unbekannt mit den tatsächlichen Verhältnissen und dem Grundübel ihres ganzen Apparates. Sie ahnten noch nicht einmal, welche Rolle das Wasser spielte, von welchem das Kabel rings umgeben war. Mehr und mehr Elemente wurden der Batterie zugefügt, das Experiment immer von Neuem versucht — aber auf jedes Zeichen folgte dasselbe entmutigende Schweigen vom andern Ende des Kabels.

„Warum versuchen wir es nicht mit weniger Batterien?“ äußerte endlich ein heller Kopf und fand Gehör. Die Batterie wurde auf fünfzig, dann auf fünfzig Elemente herabgesetzt und plötzlich verlor sich ein Signal vom entge-

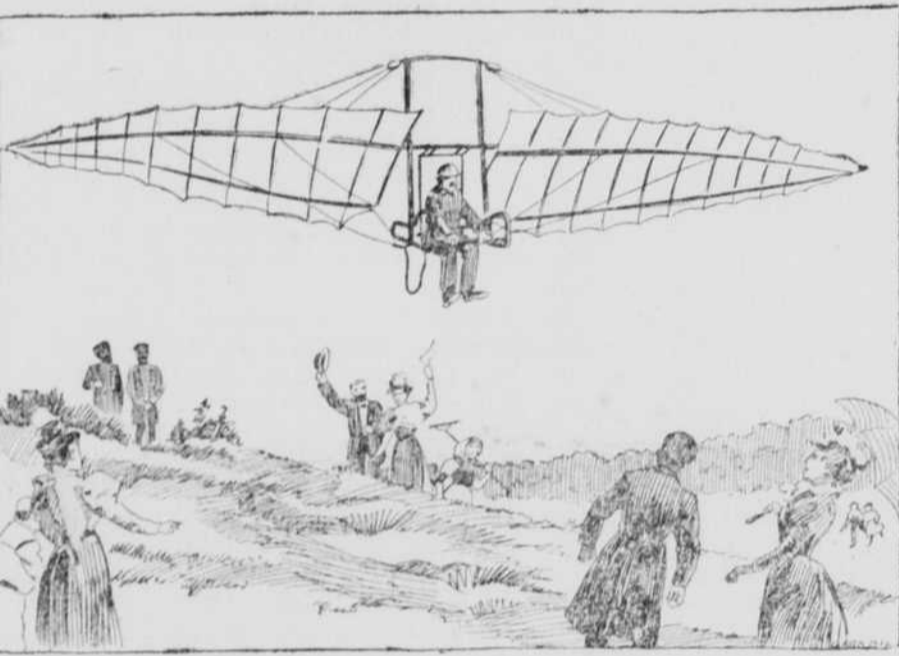
## Negritos aus der Umgegend von Nolo.



Dieser Tage meldete der Telegraph, daß die Philippinos die Spanier aus Nolo vertrieben und von der Stadt Negritos ergriffen hätten. Nolo ist ein guter Hafenplatz der Philippinen, mit über 10,000 Einwohnern, welcher seit 1888 dem fremden Verkehr geöffnet ist. Er liegt auf Panan, welches zu der Ryuans-Gruppe gehört. Diese Insel ist reich an Gebirgen, Wäldern und

Flüssen und erzeugt besonders Kampeche- und Ebenholz, Reis, Tabak und Zuckerrohr. Im Innern haufen hier Negritos, Reste der Ureinwohner. Diese führen als Fischer und Jäger ein Nomadenleben. Ihre primitive Bewehrung und Tracht zeigt unser obiges Bild, dessen Original im Besitze des handels-geographischen Museums in Cintiqr ist.

## Der neue „Buttenstet“ der Flugapparat.



Trotz aller Festschläge und Anstandsfälle arbeiten zahlreiche Köpfe an der Lösung des Problems, die Luft als Mittel für Fortbewegung und Verkehr zu benutzen. In letzter Zeit hat sich die Technik so riefenhaft entwickelt, daß man die praktische Lösung des Flugproblems in aller nächster Zeit erwartet. Ein Fliegen durch die Luft hat man bereits erreicht. Buttenstet experimentirt jetzt in Gledendorf bei Berlin mit einem neuen Apparat, dessen Abbildung wir bringen. Er besteht aus dem Gipfel einer schiefen Ebene, wo er den Flugapparat aufsetzt. Wenn er dann damit die schiefe Ebene

hinunterläuft, setzt sich schon nach wenigen Schritten die Luft unter die Flügel des Apparats und hebt diesen mit dem Experimentirten in die Höhe. Die Flügel bleiben während des Fluges vollständig flach, sie lösen sich nicht ein. Herr Buttenstet behauptet, daß hohle Flügel bei schneller Vorwärtsbewegung einen so starken Druck auf die Vorderfläche erfahren, daß der Apparat sich auf den Kopf stellt. Bekanntlich fand auch der Berliner Ingenieur Lilienthal, der berühmte Flugpionier, vor nicht langer Zeit dadurch seinen Tod, daß sich der Apparat mit ihm in der Luft überschlug.

genauerten Ende des Kabels, daß die Veruche von Erfolg gekrönt seien. So wurden sich die Männer der Wissenschaft bewußt, daß das Wesen des überseeischen Telegraphen sich außerordentlich von dem des Landtelegraphen unterscheiden. Sie erkannten, daß es sich nicht darum handelte, einen Strom durch ein Kabel zu senden, um jenseits einen Apparat in Bewegung zu setzen, sondern daß das Drahtseil wie eine langgestreckte Leidener Flasche wirkte, die man laden und entladen könne, um nach Bedarf Energie zu entnehmen. Weidner'sche Flasche verfaßt, darüber kann Niemand, der die Bestandtheile dieses Apparates kennt, im Zweifel sein. Wie bei der Leidener Flasche die Spannungen der Electricitäten der inneren und äußeren Belege bei starker Ladung das Hinderniß durchbrechen, so auch die Electricität des Kabeldrabtes und die des Meerwassers. Manches unterseichte Kabel ist auf diese Weise durchbohrt und untauglich geworden, aber man das wahre Uebel erkannte. Man hatte also die physikalische Frage gelöst und nur noch den mechanischen Details Aufmerksamkeit zuwenden zu lassen.

Diese Erfahrungen sind noch geeignet, uns für die Zukunft zu belehren. Die Verwandtschaft zwischen Telephon und Telegraph liegt fest und wir können vernünftiger Weise ein ähnliches Ergebnis in Zukunft erwarten. Die Distanz zwischen New York und Chicago oder anderen so weit von einander entfernten Städten mit den enormen Kosten für die doppelten Aushebungen und die zahllosen Pfähle, welche zur Vermeidung von Betriebsstörungen ungenügend hoch angelegt werden mußten, sind geeignet, der Aus-

Abgesehen von anderen Erwägungen, wie z. B. der Unterbrechung der ganzen Linie, sei es in Folge unvollkommener Constructionen, einer Störung an einem der Condensatoren u. s. w., machen die ungeheuren Kosten des Thompson'schen Systems jede Erörterung darüber unnütz, abgesehen von dem rein theoretischen Interesse für den Erfinder und sein Idealprojekt. Der automatische Telephonreperent, der schon den Hohn und Spott manches Electriciers von Bedeutung hervorgerufen hat, wäre allerdings geeignet, das Projekt zu verwirklichen, wenn es nur erst selbst erfunden wäre. Aber nach Ansicht Deere, welche dem Gegenstande ernste Aufmerksamkeit zuwenden, würde ein derartig automatisch vollkommener arbeitender Apparat, vorausgesetzt, daß auch nicht zu häufige Reparaturen erforderlich wären, eine nahezu unbeschränkte Verlängerung der Telephonlinien gestatten.

Es ist außerdem einleuchtend, daß bei diesem System ein einfacher Draht für die Uebertragung einer Botschaft ausreicht wäre, und da Experimente gezeigt haben, daß Gespräche auf hundert Cabelmeilen Entfernung möglich sind, würde es nur dreißig einzelner Reperenten auf der Linie eines atlantischen Cabels bedürfen, um uns in den Stand zu setzen, von New York nach Paris zu sprechen und die alte Welt mit der neuen in nähere Beziehungen zu bringen.

Sind nun aber solche, die Gespräche automatisch repetirende Instrumente überhaupt möglich? Diese Frage gegenwärtig zur allgemeinen Befriedigung zu beantworten, bin ich nicht in der Lage, aber an der Schwelle eines neuen Jahrhunderts stehend, zweifle ich nicht daran, daß uns daselbst diese bedeutsame Erfindung bringen wird, falls uns nicht schon die Pariser-Weltausstellung im Jahre 1900 mit dieser kostbaren Gabe überrascht.

Kautschukfußböden werden schon seit längerer Zeit in englischen und amerikanischen Brauereien angebracht, und besitzen den sonst üblichen Holz- oder Cement-Fußböden gegenüber den Vorzug nicht allein größerer Haltbarkeit, sondern auch einer erhöhten Sauberkeit. Da nichts von den versprungenen Flüssigkeiten in das Innere des Fußbodenlagers eindringen kann, so ist das Ansehen von schädlichen Keimen, welche gerade in der Brauerei eine große Rolle spielen, vollkommen ausgeschlossen. Auch die Haltbarkeit eines solchen Belages ist eine den bisherigen weit überlegene; es zeigte sich, daß während der Holz- und Asphaltbelag zu beiden Seiten des Kautschuks, welcher leger die eigentliche Fahrbahn bildete, mehrfache Reparaturen und Erneuerungen bedurften, während derselben Zeit auf dem Kautschukbelag noch keine Zeichen der Abnutzung zu sehen waren. Der Kautschukbelag wird in Stücken fabricirt, welche etwa 2 Zoll dick sind und 30-40 Zoll breit. Die Stücke werden einfach an einander angelegt, wobei sie sich durch ihr Eigenes nicht in der richtigen Lage erhalten. Das Material muß auf eine ebene und fehlerfreie Unterlage zu liegen kommen. Daselbst eignet sich nicht allein für Brauereien, wo es sehr angebracht wurde, sondern auch für verschiedene andere Betriebe der chemischen Industrie.

## Kuliger Katedjismus der guten Lebensart.

Von Julius Zietzenheim.

Ueber eine Abendunterhaltung ist darin folgendes zu lesen: Daß im Laufe des Abends muscirt wird, ist zu erwarten. So ein Clavier ist reich geöffnet, und die Dame, welche es pauten gelernt hat, ist immer in der Nähe. Erlaubt sie sich, so trave man ihr nicht. Es ist eine nur zu kurze Täuschung. Sieh, da sitzt sie schon und theilt die Handhabe ab, die wirre letzte Hoffnung waren. Auch eine Meßlingerin oder ein Meßlinger ist bald gefunden. Der Umstand, daß sie sich nicht einmal der Handhabe zu entledigen haben, macht sie bedeutend gefährlicher als Taschenrechner. Man applaudirt immer, wenn gefangen ist, denn wenn nicht applaudirt wird, so hat dies nur die Folge, daß weiter verläßt wird, durch Gesang den Applaus zu erzwingen, und es wird auch gewöhnlich durchgeföhrt. Keinenfall bleibe man bis zum letzten Tanz, da später alle Garderobe bis auf einen Hohenjollermantel und Heim fort zu sein pflegt.

Im Saal behalte man immer den Coupeau claque unter dem Arm, bis dies läßt wird und man ihn fortlegt. In diesem Augenblicke verschwindet er, aber man bemerkt ihn erst, wenn man den Valetot angeht und fortgehen will. Dann zieht man den Valetot wieder aus und sucht im Saal- und Tanzsaal. Wird noch geföhrt, so

werfe man einen Blick auf jeden Cefel, von dem sich eine Dame erhoben hat. Auf einem dieser Cefel pflegt man den Hut zu finden. Da die Dame längere Zeit auf dem Hut gesessen haben kann, so unterlief man den Mechanismus des Hutes nicht im Saal, da man ein zu dummes Gesicht macht, wenn der Hut nicht mehr springen kann, und ausgelacht wird, sondern man gehe hinaus und versuche, ihn im Vorzimmer oder im Corridor butartig zu gestalten. Gelingt dies, so verlasse man trällernd das gastliche Haus. Um die Dame, welche wieder Platz genommen und der nun der Hut, auf dem sie so mollig gesessen, fest, bestimme man sich nicht weiter. Die beiden in Gold geföhnten Initialen, welche sich in Deinem Hut befinden, können in dem neuen, den man tauscht, wieder verwendet werden, wodurch eine Kleinigkeit erspart wird.

Weniger Vortheile und weniger Nachtheile bietet der Jour fixe. Er hat vor Allem das Gute, daß man nicht zu erscheinen braucht oder, wenn man erscheint, sich bald wieder entfernen kann. Die Anzeige, daß eine Dame an einem bestimmten Tag zu gewissen Stunden zu Hause sein wird, verpflichtet nur die Dame, zu Hause zu sein, was ihr allein unangenehm zu sein pflegt. Man macht von der Anzeige nur dann Gebrauch, wenn man gern erscheint, und auf eine Viertelstunde erscheint man auch da gern, wo man auf längere Zeit nicht gern erschiene. In Häusern, wo der Jour noch nicht entartet ist, geht auch die Verpflegung nicht über eine leichte Anfeuchtung und kurzes Achtenabnähern hinaus. Da aber das Trinkgeld fortfällt, so sieht man daran, daß es auf der Welt keine reiche Freude gibt. Da man stets Gäste anwesend findet, so mische man sich sofort nach dem Händeschütteln ins Gespräch über das Abendessen. Selbst über das raube Wetter, obgleich bereits das Wichtige darüber gesagt ist, lasse man einige bedeutungsvolle Worte fallen. Denn es schädigt sich nicht, ausschließlich Erörterungen zu sich zu nehmen und wieder fortzugehen, obwohl dies das einfachste ist. Die Frage: Thee oder Cognac? entscheidet man sich für beides. Auf die Frage: „Wie geht's?“ antwortete man nicht: „Wie mon's treibt.“ Man suche nicht mit diesem alten Scherz zu beweisen, daß einem nichts einfällt. Das wissen die Anwesenden ohnedies. Der Frau des Hauses sage man, sie sehe sehr portrefflich aus, selbst wenn dies wirklich der Fall ist. Man braucht einen Jour fixe nicht für eine Gesellschaft zu halten und deshalb zu lägen.

Wird über Kunst und Literatur gesprochen, so beherrsche man sich an dieser Unterhaltung, auch wenn man etwas davon versteht. Es ist allerdings nicht allgemein gebräuchlich. Werden die anwesenden Gäste voranestellt, so merke man sich die Namen nicht. Dann braucht man sie nachher nicht zu verassen. Nur die Namen Müller und Meyer behalte man im Gedächtniß. Man esse von den angebotenen Kleinigkeiten nicht aus, denn es liegt erstens nicht gut aus und zweitens sehr schlecht. Auch vermeide es nicht die Sättigung, wenn man schon gegessen hat, und verbiere den Appetit, wenn man erst zu Tisch gehen will. Wird man einem decorirten Herrn vorgeführt, so nenne man ihn Excellenz. Er ist es nicht, aber er nimmt den Titel nicht übel. Er ist überhaupt lebenswürdig.

Dies sei man auch. Man höre Alles mit Interesse an, namentlich das Gleichgültige, das erzählt wird. Wird eine Unterhaltung gemacht, so gebebe von sich, als habe man endlich ein langertretendes Glied gefunden, auch wenn man die Verlobten nicht kennt. Stößt man unverschämter auf eine Dame, welche eine halbe Stunde lang ohne Pause sprechen kann, so laze man sich: „Aber Gott lieb hat, den nächst er“, und lasse die Dame über sich ergehen. Lautes Murren ist unbillig und wird von der Dame auch als ein Zeichen des Wohlbehagens aufgefaßt. Am liebsten ist nach meinen Beobachtungen das Geschlecht der Mädchen und Frauenpredigerinnen im Aussehen begriffen. Es erkranken nur noch einige gutbehaltene Exemplare, wie von echten Wörtern. Das Telephon und die bunten Postkarten, welche die Menschen zwanzen sich kurz zu fassen, haben unter den Wandertafeln fürchtbar aufgeräumt.

## Den masfabriken.

Der große Bedarf an Denkmälern in Deutschland hat die meisten Denkmäler die hundertjährige Jahr eingeeben, den zahlreichen Denkmälern, welche sich mit einem Kaiser Wilhelm oder Kaiserin Wilhelmine verbergen wollen, Angabe eines und desselben Modells — natürlich zu hundertfachen — anzuweisen. Der Vorgang hat unter den hundertjährigen Denkmälern die Eitelkeit hervorgerufen. Die von ihnen angegebene Bezeichnung lautet nun ein großes Cabinet, erzieht zu haben, da eine hundertjährige Cabinet, oder dem Umfang der Eitelkeit schon in nächster Zeit neu sein. Die überreichen Künstler haben bislang von der Denkmälern der Eitelkeit noch nicht zu hören, doch werden bekanntlich angesetzt, die Denkmälern der Eitelkeit, welche schon zu einem Denkmälern in Dier werden werden, ist, man auch für das Wiener Denkmälern im Stadtpark neuerdings in Verwendung zu nehmen. Der Bildhauer, welcher mit der Ausführung des Denkmälern betraut wurde, hätte seine Kunst demnach nur auf die Ausführung eines neuen Denkmälern zu beschränken.

Wagner war nicht nur der Töne Meister; er war auch der Schmiedler unserer gefährlichsten Sinne und Neigungen. Und in dieser Eigenschaft wirkte er härter als durch seine herrlichsten Kunst.